

Nr. 186. Bromberg, den 31. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(14. Fortsetzung.)

„Darf ich Ihnen diese Veilchen überreichen?" sagte Dorival und hielt Ruth das Sträußchen hin.

Sie nahm die Blumen dankend an und befestigte das Sträußchen an ihrer Jacke.

„Haben Sie die Zeitung schon gelesen?" fragte Dorival lächelnd.

„Ja. Ich weiß ja nicht, wie ich Ihnen danken soll —"

„O, bitte!"

„Es muß fürchterlich gewesen sein —"

„O nein!"

„Sie sind sehr geschickt gewesen —"

„Danke!"

„Und haben Sie — haben Sie den Brief gefunden?"

Ängstlich zögernd stellte sie die Frage. Gespannt blickte sie ihn an. Tapfer ging sie ohne Umschweife auf ihr Ziel los. Aber es bangte ihr vor der Entscheidung. Hatte er den Brief gefunden, oder nicht? Und wenn er ihn gefunden und an sich gebracht hatte, was würde er jetzt von ihr verlangen, ehe er den Brief herausgab? Nicht die Forderung in barem Geld, die er machen konnte, schreckte sie. Sie wußte, ihr Vater würde in dieser Beziehung nicht kleinlich sein. Aber sein Benehmen ihr gegenüber war nicht mißzuverstehen. Und er gefiel ihr. Sie mußte sich zusammennehmen, um stark zu bleiben. Sie mußte sich ins Gedächtnis rufen, daß der Mann innen verderbt war. Er war ein Verlorener, ein Ausgestoßener, der seine äußeren Vorzüge benutzte, um Frauen zu belügen und zu betrügen. Eigentlich mußte sie ihn verachten. Und sie wunderte sich über sich selbst, daß sie das nicht konnte. Und — wie würde er sich jetzt benehmen — jetzt, da er den großen Trumpf gegen sie in der Hand hielt?

Dorival nahm aus der Brusttasche den Brief.

„Hier ist der Brief," sagte er.

Ruth stieß einen Freudenschrei aus, nahm den Brief, betrachtete zuerst den Umschlag von allen Seiten, dann überflog sie den Inhalt des Schreibens.

„Er ist's! Er ist's!" jubelte sie. „Wie wird sich Vater freuen! Sie glauben gar nicht, in welcher Sorge mein guter Vater wegen dieses Briefes gewesen ist. Aber Sie haben ihn gerettet!"

Ehrliche, überströmende Dankbarkeit sprach aus ihren Worten, ihrem Blicke, dem Druck ihrer Hand.

Sie sah, wie seine Blicke wieder bewundernd auf ihr ruhten. Und da verstummte sie plötzlich, wandte sich ab und wurde rot. Aber dann nahm sie sich zusammen und fragte mit erzwungener, geschäftsmäßiger Ruhe:

„Wie darf Ihnen mein Vater das Geld auszahlen?"

„Welches Geld?"

„Für den Brief."

„Ich will kein Geld. Das habe ich Ihnen doch schon gesagt."

„Warum wollen Sie keine Belohnung annehmen? Vielleicht, weil Sie dem Labwein zwölftausend Mark fortgenommen haben? Das ist ganz Ihre Privatsache. Wir bezahlen Ihnen trotzdem die dreißigtausend Mark aus, die Ihnen von mir versprochen sind."

„Ich will kein Geld, Fräulein Ruth."

„Was wollen Sie denn?"

„Erinnern Sie sich nicht mehr meiner Forderung? Sie sprachen damals, wenn ein Kuß einen Wert haben soll, so muß man ihn als Geschenk erhalten. Ich bitte um mein Geschenk, Fräulein Ruth."

Sie hatte den Brief schon in ihrem Täschchen geborgen. Einen Augenblick schien es, als wolle sie ihn wieder herausnehmen und ihn zurückgeben.

Aber die Hand, die schon das Täschchen geöffnet hatte, drückte es mit plötzlichem Entschluß wieder zu.

Dorival glaubte ihr an den Augen abzulesen, daß es Mitleid mit den Sorgen ihres Vaters war, das sie veranlaßte, das Täschchen wieder zu schließen.

Sie rückte näher an ihn heran und schob ihr Köpfchen vor. Dicht vor sich sah er ihr blasses, ernstes, trauriges Gesichtchen.

„So, jetzt können Sie mir einen Kuß geben!" sagte sie.

Einen Augenblick zögerte er. Aber — dann faßte er mit beiden Händen ihr Köpfchen und drückte auf den roten, frischen Kindermund einen kräftigen Kuß.

Sie blieb regungslos auf ihrem Stuhl sitzen, die Augen gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet. Sie saß hilflos da, erbarmungswürdig verängstigt.

Wie ein kleiner Vogel kam sie ihm vor, der still und geduckt in seinem Käfig sitzt. Er dachte daran, wie er als Knabe einmal einen schönen, bunten Schmetterling gefangen hatte. Vorsichtig hat er das zarte farbenprächtige Tierchen in seinen kleinen schmutzigen Fingern gehalten und von allen Seiten bewundernd betrachtet. Dann hatte er dem Schmetterling seine Freiheit geschenkt, auf die flache Hand hatte er ihn gesetzt. Aber der arme, bunte Schmetterling, dessen feiner Flügelstaub an seinen Fingerspitzen klebte saß angstvoll auf der Hand und fand nicht den Mut, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen. Er mußte ihn in die Luft werfen, um ihn los zu werden. Mit müdem Flügelschlag flatterte der gedemütigte, seines schillernden Farbenstaubs beraubte Schmetterling davon . . .

Dorival hätte sich ohrfeigen mögen!

Ruth schwieg. Dann entnahm sie ihrem Täschchen eine Besuchskarte und schrieb mit Bleistift einige Worte auf die Karte.

„Ich fahre jetzt zu meinem Vater und gebe ihm den Brief", sagte sie leise. „Sie können selbst oder durch einen anderen das Geld, das Ihnen gehört, im Geschäft meines Vaters an der Kasse abheben. Sie brauchen nur die Karte vorzuzeigen, die ich Ihnen dort hingelegt habe." Sie stockte einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Und — wenn Sie einmal in Not geraten sollten — mein Vater wird nie vergessen, was er Ihnen schuldet. Und ich —"

Sie brach mitten im Satz ab, erhob sich und reichte ihm die Hand.

„Sie wollen schon gehen?" fragte Dorival erschrocken.

Sie nickte.

Da wurde er rabiat.

„Ich kann Sie so nicht gehen lassen!" sagte er heftig.

Sie sah ihn an.

„Das kann ich nicht. Es ist alles dummes Zeug. Ich habe die Komödie satt. Ich muß Ihnen sagen, wer ich bin. Sie haben ja keine Ahnung. Ich bin der Freiherr —"

„Halt!" sagte Ruth.

Er schwieg verblüfft.

Sie sah ihn lange an und Tränen kamen ihr in die Augen.

„Nein", sagte sie endlich leise, „ich will den Namen nicht hören. Wie — wie können Sie mich in diesen Minuten belügen wollen!"

Und sie griff nach ihrem Täschchen, stand auf und lief eilig fort.

„Zahlen!" schrie Dorival.

Der Kellner kam. Er warf ihm ein Geldstück hin und stürmte auf die Straße. Aber Ruth war nicht mehr zu sehen . . .

*

„Gräßlich!" sagte Dorival. „So! Jetzt muß Umbach 'ran!"

11.

Als Dorival in seine Wohnung zurückkehrte, meldete Galdino:

„Herr Baron möchten die Güte haben, Herrn Direktor Zahn so bald als möglich anzurufen. Herr Direktor Zahn hat den Herrn Baron schon zweimal angerufen, weil Herr Direktor Zahn dem Herrn Baron sehr dringend etwas zu sagen hat."

„Schön!" sagte Dorival.

Er ging an den Apparat und stellte die Verbindung her. Er vermutete, daß sein Detektiv ihn wieder um einen Vorschuß angehen würde. Er wollte dann die Gelegenheit benutzen, dem Manne seines Mißtrauens den erteilten Auftrag zu entziehen.

Das Institut Prometheus meldete sich. Als Dorival seinen Namen nannte, wurde er sofort mit dem Direktor verbunden.

„Hier Direktor Zahn!"

„Hier Armbrüster! Was gibt's? Sie wollen mich sprechen?"

„O, mein lieber Herr Baron, Sie werden staunen! Wir haben ihn!"

„Wen haben Sie?"

„Emil Schnepfe ist zur Strecke gebracht!"

„Was?"

„Emil Schnepfe ist verhaftet!"

„Blödsinn!"

„Aber erlauben Sie —"

„Sie haben Emil Schnepfe verhaftet?"

„Jawohl — ich! Wir! Das Institut Prometheus!"

„Donnerwetter!" schrie Dorival entgeistert.

„Nicht wahr, Herr Baron? Da wundern Sie sich? Ich habe ihn einstweilen in meine Arrestzelle eingelocht. Was soll mit ihm geschehen? Wollen Sie ihn erst sprechen, oder soll er gleich nach dem Alexanderplatz abtransportiert werden? Nun, Herr Baron, habe ich die mir gestellte Aufgabe nicht glänzend gelöst?"

Dorival war wie betäubt von dieser Nachricht. War es denn möglich, daß dieser Emil Schnepfe, der die Polizeibehörden aller Kulturländer an der Nase herumführte, diesem dummen Direktor Zahn, der nur Vorschüsse verlangen konnte, ins Garn gegangen war?

Er fühlte sich nicht imstande, dem Direktor Zahn das Lob zu erteilen, auf das dieser Mann Anspruch zu haben glaubte.

„Ist der Verhaftete denn wirklich der Emil Schnepfe?" fragte er zweifelnd. „Haben Sie sich nicht geirrt?"

„Ausgeschlossen! Diesmal haben wir den echten, wirklichen Schnepfe gefaßt!" klang es durch den Fernsprecher zurück.

„Behalten Sie ihn dort. Ich komme gleich!"

Dorival legte den Hörer auf den Apparat.

Verzweifelt sank er in seinen Schreibsessel.

Auch das noch!

Nun hatte der Esel von einem Detektiv den unglücklichen Schnepfe erwischt und wollte ihn der Polizei ausliefern! Das mußte unter allen Umständen verhindert werden. Die Folgen waren ja gar nicht auszudenken. Wenn man diesen Schnepfe verurteilte, weil man annahm, daß er den Diebstahl bei Labwein ausgeführt hatte, dann wurde er das Opfer eines Justizirrtums, den nur ein Mensch aufklären konnte und aufklären mußte, er Dorival von Armbrüster —

Kalter Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

Lächerlich, daß in der Welt immer alles anders kommt, wie man denkt. Da hatte er nun selbst diesen Direktor Zahn dem Schnepfe auf die Spur gesetzt. Und nun mußte er froh sein, wenn er dem Detektiv den Mann, der auf seine Anordnung festgenommen war, wieder loskaufen konnte!

Er steckte sein Scheckbuch ein und machte sich auf den Weg zu dem Detektivinstitut „Prometheus".

Der Hauswart des Gebäudes, in dem sich der „Prometheus" befand, hatte auf den Gängen und Treppen bereits die Gasflammen angesteckt.

Dorival stieg die breite Steintreppe hinauf, die zu den Geschäftsräumen des Direktors Zahn führte. Auf dem ersten Treppenabsatz blieb er erstaunt stehen. Denn er sah etwas Sonderbares.

Das Treppenhaus empfing tagsüber sein Licht durch große Fenster, die nach dem Hof hinausführten. Diese Fenster bestanden aus einem großen Mittelstück, um das ringsum ein schmaler Streifen bunt zusammengesetzter, kleiner Glasscheiben lief. Ein Teil dieses Fensterkranzes bildete für sich ein kleines Fenster, das zur Lüftung des Treppenhauses stets offen stand. Und nun sah Dorival, wie sich von außen, durch dies kleine Fenster, ein Männerarm streckte und eine Hand nach dem Griff des großen Fensters tastete. Jetzt hatte die Hand diesen Griff gefunden. Sie drehte ihn, und das große Fenster öffnete sich. Ein gutgekleideter Herr stieg von außen auf das Fensterbrett und schwang sich leicht und elastisch auf den Treppenabsatz. Dann schloß er das Fenster, klopfte sich vom Mantel leichte Spuren von Kalk, rückte sich den Seidenhut zurecht, drückte ein Monokel in das rechte Auge und führte mit seinem Spazierstock einen Jagdhieb durch die Luft, wie ein Mensch, der sich in ausgezeichneter Laune befindet.

Nun wollte er die Treppe hinabsteigen, da sah er sich Dorival von Armbrüster gegenüber.

Er schrak einen Augenblick zusammen, und auch Dorival war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. Der Herr, von tadelloser Haltung, der ihm gegenüberstand, war sein leibhaftiges Ebenbild — Emil Schnepfe.

Emil Schnepfe faßte sich zuerst.

Er lüftete den Seitenhut und fragte höflich: „Gestatten Sie, Herr von Armbrüster?"

Er deutete die Treppe hinab.

Und Dorival griff ebenfalls an den Seidenhut und sagte: „Bitte!"

Er gab Emil Schnepfe den Weg frei.

Er hörte noch, wie der andere ein halblautes „Danke" sagte, dann war, wie eine Spukgestalt, Herr Emil Schnepfe verschwunden —

Dorival faßte sich an den Kopf.

War denn so etwas möglich? Er hatte ja schon genug Beweise von der geradezu unheimlichen Ähnlichkeit erhalten, die zwischen ihm und diesem Schnepfe bestand, aber trotzdem, als er ihm jetzt Auge in Auge gegenübergestanden hatte, da war er von dieser Ähnlichkeit geradezu erschüttert. Freilich, jetzt konnte er all die Verwechslungen verstehen, denen er zum Opfer gefallen war. Ein merkwürdiges Gefühl beschlich ihn. Es war doch ein sonderbares Ding, zu wissen, daß in der Welt ein Mensch herumläuft, der einem so ähnlich ist, daß man glaubt, in einen Spiegel zu blicken, wenn man ihm gegenübersteht!

Aber das war jetzt gleichgültig.

Hauptsache war, daß — Dorival lachte laut auf.

Hoh! Einen Emil Schnepfe fängt man so leicht nicht.

Und wenn man ihn fängt, dann hat man ihn noch lange nicht.

Denn er spaziert einfach wieder zum Fenster hinaus, klettert an der Wand herum wie eine Fliege, spaziert zu einem anderen Fenster hinein, und ist weg! Donnerwetter, das war famos. Nun brauchte er dem ekelhaften Direktor Zahn keine Gründe zusammenzulügen, die ihn veranlaßten, Emil Schnepfe wieder freizugeben. Und auch seinen Scheck konnte er für sich behalten.

Er klingelte an der Vortür des „Prometheus". Sie öffnete sich und der kleine Diener fragte nach seinem Begehr.

Aber noch hatte Dorival dem Jungen seinen Wunsch, den Direktor Zahn zu sprechen, nur zur Hälfte geäußert, als er einen sich schnell nähernden Lärm hörte; laute, hastige Männerschritte, wildes Stimmengewirr, heftiges Fluchen, und dann plötzlich den vielstimmigen Ruf:

„Da ist er!"

Dorival fühlte sich von kräftigen Fäusten gepackt. Ein halbes Dutzend aufgeregter Menschen umringten ihn. Ein Faustschlag traf seinen Seidenhut und trieb ihn ihm bis an die Ohren über den Kopf. Die Augen wurden ihm verdeckt, und er konnte nichts mehr sehen —

„Schafsköpfe!" schrie er. „Loslassen!"

„Lump!" brüllte jemand.

„Schuft!"

„Durchbrenner!"

Der Diener des Instituts, ein ehemaliger Ringkämpfer, packte ihn. Er hatte einen festen, unangenehmen Griff, gegen den es keinen Widerstand gab. Er führte Dorival am Arm durch einen langen Gang, stieß eine Tür auf, schob ihn in ein Zimmer und rief:

„Ick werde dir Gesellschaft leisten! Dann wirste hübsch hierbleiben!"

Er sagte den anderen Männern, daß sie unbesorgt an ihre Arbeit gehen könnten; er garantiere dafür, daß der Gefangene nicht noch einmal ausreißen würde. Dann schloß er hinter sich und Dorival die Tür zu.

Jetzt erst fühlte Dorival wieder beide Arme frei, und es gelang ihm, sich den Seidenhut vom Kopf herunter zu arbeiten. Er sah sich in einem kleinen, durch eine Gasflamme erhellten Raum, in dem nur ein Tisch und zwei Stühle standen. Dies war also die Arrestzelle des Herrn Direktors Zahn.

„Wie biste nur aus dem Fenster 'raus und dann auf den Korridor gekommen?" fragte ihn der Athlet.

Dorival zog seine Legitimationskarte hervor und reichte sie seinem Wächter, ohne dessen Frage zu beantworten. „Da, Sie Hornochs, lesen Sie das und dann führen Sie mich zu dem Direktor Zahn!"

Auf den Diener machte die scharfe Art sichtlich den besten Eindruck. Er las die Karte, und sagte dann stotternd und mit einem Anflug von Verlegenheit:

„Dann sind Sie wohl gar nicht der Richtige?"

„Wenn Sie lesen können, sehen Sie ja aus der Karte, wer ich bin. Vorwärts! Führen Sie mich zu dem Direktor."

„Sie — sind der andere?"

„Jawohl, ich bin der andere!"

Der Mann wagte keine Einwendungen mehr. Er öffnete die Türe und sagte sehr höflich:

„Bitte! Ein Stückchen geradeaus gehen, dann rechter Hand um die Ecke!"

Er ließ Dorival an sich vorbei auf den Korridor treten.

„Wollen Sie nicht mitkommen?"

„Danke sehr, Herr Baron", wehrte der Mann ab. „Ich habe noch Arbeit in der anderen Abteilung." Und schon war er verschwunden. Er schien einem Zusammentreffen mit dem Direktor Zahn im gegenwärtigen Augenblick keinen besonderen Wert beizumessen.

Wenige Augenblicke später stand Dorival dem Direktor des „Prometheus" gegenüber. Der kam, beide Hände zur freudigen Begrüßung entgegenstreckend, mit strahlender Miene ihm entgegen.

„Meinen Glückwunsch, verehrter Herr Baron! Wir haben ihn! Sie werden endlich von dem lästigen Doppelgänger befreit sein. Freuen Sie sich denn nicht auch? Was machen Sie denn für ein Gesicht?"

„Ich erkläre Ihnen", polterte Dorival los, „Sie und Ihr Institut „Prometheus" können mir beide gestohlen werden! Ich betrete soeben arglos den Vorraum. Was geschieht? Eine Rotte von Wahnsinnigen fällt über mich her! Ich werde mißhandelt, gestoßen, geschlagen. Hier, sehen Sie sich diesen bemitleidenswerten Hut an. Er war fast neu, als ich ihn aufsetzte, um voll der schönsten Hoffnungen hierher zu eilen. Jetzt ist er eine Ruine. Und meine Hoffnungen sind zum Teufel. Wenn Sie wirklich den richtigen Emil Schnepfe gehabt haben, so ist er Ihnen schon längst wieder durch die Lappen gegangen. Und das Heer von Idioten, das Sie beschäftigen, hat mich mit dem Ausreißer verwechselt und mir die Prügel verabfolgt, die dem anderen zugedacht waren. Ich danke! Das ist nun schon das zweite Mal, daß ich von Ihren Angestellten verfolgt und mißhandelt werde. Das mache ich nicht länger mit. Ich entziehe Ihnen den Auftrag. Solange ich es mit dem Schnepfe allein zu tun hatte, war der Zustand noch erträglich. Seit ich Sie zu Hilfe gerufen habe, bin ich meines Lebens nicht mehr sicher!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Mine zum Vierblättrigen Kleeblatt.

Eine Goldgräber-Humoreske

von **Friedrich A. Wyneken.**

William Murphy und seine Geschäftsteilhaber Michael Finnigan und John Terence Collin saßen vor der Mündung der „Mine zum Vierblättrigen Kleeblatt".

Niemand sprach, bis endlich Murphy das Schweigen unterbrach: „Man muß sie fördern."

„Wen denn?" fragte Finnigan nach einer Weile.

„Wen?! Na, selbstverständlich die Mine, Ihr Schafsköpfe. Wenn ich aber sage, daß sie gefördert werden muß", fügte er hinzu, „so meine ich, daß ich sie in die Zeitung bringen werde." Er zog nun aus seiner Tasche ein stark beschmutztes Stück Papier und las wie folgt:

„Hört hört! — Gold ist Gold und kein Silber oder Blei oder Blech. Deshalb sage ich Euch, kauft die Mine „Zum Vierblättrigen Kleeblatt". Gold wird immer Gold bleiben, und die „Vierblättrige Kleeblatt-Mine" hat ganze Tonnen davon. Sitzt also nicht im Winkel, wenn Fortuna Euch den Apfel vor die falschen Zähne hält. Beißt ein gehöriges Stück ab, und Ihr werdet Euer Geld in Superlativen wieder kriegen. William Murphy."

„Und das alles werde ich im ‚Herald' veröffentlichen lassen", fuhr Murphy fort.

„Alle Heiligen seien gepriesen", murmelte Collin, „das ist ja großartig."

„Schafskopf", zischte Murphy, „natürlich ist es großartig", steckte das Papier wieder in die Tasche und machte sich auf den Weg, um die Anzeige einrücken zu lassen. —

Der Abend brach herein, ohne daß sich die beiden Freunde von der Stelle gerührt hätten. Endlich streckte Finnigan seine Beine und brachte mit gedämpfter Stimme die Essenz seines fast zweistündigen Nachdenkens hervor: „Eins ist sicher, die Mine ist wertlos." — „Das stimmt", erwiderte Collin trocken. — — —

Am Tage der Veröffentlichung der Anzeige, rasierte sich Murphy sorgfältig, legte sich einen reinen Kragen an und schmierte seine Stiefel. Dann faßte er auf einer hohen Stelle Posto und hielt Ausguck. Zwei Stunden waren vergangen, als Murphy plötzlich aufsprang und seine Gefährten herbeirief. Den Pfad entlang glitt leicht und geschwind das Automobil des Gastwirts Brennigan aus Lost Hope. Darin saß eine umfangreiche Dame, die über sich einen schreiend roten Sonnenschirm aufgespannt hielt.

Murphy stieß einen Freudenschrei aus.

„An die Arbeit, Jungens!" rief er. „Das ist eine Käuferin. Hinein mit den Schaufeln in die Erde! Sie muß glauben, daß hier Goldklumpen zu finden sind."

Ohne ein Wort zu sagen, gehorchten Finnigan und Collin, während Murphy mit dem Hut in der Hand dem Automobil entgegen ging.

„Mr. Murphy?" flüsterte die Dame mit süßem Lächeln, als der Chauffeur hielt.

„Der bin ich und stehe zu Ihren Diensten, Madame", rief der Grubenmann, riß das Automobil auf und half der überaus dicken Dame galant aus dem Gefährt.

„Ich bin die Witwe Doolan aus Lost Hope", lispelte die Schöne, „und habe Ihre Anzeige gelesen. Mr. Brennigan sagte zu mir: Sehen Sie, meine Verehrteste, vielleicht läßt sich eine Million machen, wenn Sie zehn Dollar in die Mine stecken. Natürlich scherzte er nur. Jedoch man kann nicht wissen —?"

„Ganz recht, man kann nicht wissen", unterbrach Murphy, „womit bewiesen ist, daß der Dichter Recht hat, wenn er sagt, daß die Rose vom vierblätterigen Kleeblatt angezogen wird."

Die Dame errötete hold bei diesem zarten Kompliment und gab dem Sprecher einen leichten Schlag mit dem Sonnenschirm. Jetzt führte Murphy sie über sein Grundstück und verteilte auf dem Wege seine schmeichelhaften Bemerkungen zwischen die Mine und seine schöne Begleiterin mit dem Doppelkinn.

Nachdem unter angenehmen Gesprächen eine Stunde vergangen war, verabschiedete sich die Witwe mit dem Versprechen, recht bald wieder zu kommen. Da der Chauffeur gerade in die Ferne blickte, küßte Murphy der Dame galant die Hand. Dann fuhr sie fort.

Wenige Minuten später fanden Finnigan und Collin ihren Freund träumerisch in der Richtung blickend, in welcher das Auto noch dicke Rauchwolken aufwirbelte.

Finnigan machte Bemerkungen über das rundliche Aussehen der Dame und pries deren Gatten als gewissenhaften Ernährer.

„Sie hat gar keinen Mann, sondern ist eine Witwe mit zwei Kindern", erwiderte Murphy ungeduldig.

„Was sagst Du, eine Witwe?" rief Collin. „Meine Mutter war auch eine Witwe. Der können wir die Mine nicht verkaufen."

„Hast Du gehört, Finnigan," wandte sich Murphy an den zweiten Kameraden, „der alte Collin hat den Verstand verloren."

„Nein, er hat ganz recht", entgegnete Finnigan. „Eine Witwe ist eine Witwe. Der Teufel holt den Mann, der Witwen und Waisen beraubt."

„Und doch soll sie die Mine haben", schrie Murphy.

„Nein, sie bekommt sie nicht", rief Collin. „Was haben wir aus dem Loch herausgebracht? Es hat nicht auf ein Paar Stiefel für einen von uns gereicht."

Obzwar nun Collin und Finnigan die Mine nicht an die Witwe Doolan verkaufen wollten, schien diese außerordentliche Kauflust zu haben. Denn schon am nächsten Nachmittag erschien sie wieder bei den Freunden. —

Mrs. Doolans Eifer war in der Tat auffallend. Sie kam eine Zeitlang alle Tage, und die beiden Freunde bemerkten, daß Murphy den Tiefen seines Koffers einen alten schwarzen Anzug entnahm und wiederholt ausbürstete.

Am Nachmittag des zehnten Tages erreichte die Angelegenheit endlich den Höhepunkt. Murphy führte Mrs. Doolan spazieren, während sich die Kameraden in der Grube befanden. Plötzlich erschienen Collin und Finnigan am Ausgange der Mine und schrien nach Murphy. Aber weder die Witwe noch Murphy waren zu sehen. Weit unten im Tal warf das Automobil dichte Staubwolken auf. Die beiden Kameraden rannten hinterdrein, bis ihnen vor

Schreien und Laufen der Atem verging. Aber der Mann in dem Automobil schien taub zu sein, und so begaben sich denn Collin und Finnigan in die Hütte zurück. Dort fanden sie an der Tür die folgende Botschaft Murphys angestellt: „Idioten! Ihr habt die Gelegenheit Eures Lebens vorübergehen lassen. Mrs. Doolan wird bald Mrs. Murphy sein. Wenn Ihr einen Esel findet, der dumm genug ist, die Mine zu kaufen, dann könnt Ihr meinen Anteil Euren berühmten Witwen und Waisen geben. Wir machen zunächst eine kleine Hochzeitsreise nach Europa. William Murphy." —

Fünf Tage später verspottete Murphy seine Kameraden: „Diese Dummköpfe ließen die Gelegenheit vorübergehen", sagte er zu seiner jungen Frau, „schönes Geld zu verdienen."

Allein Mrs. Murphy lächelte errötend, ging um den Tisch herum und ließ sich auf dem Schoße ihres Mannes nieder.

„Aber Du liebst mich doch um meiner selbst willen?" flüsterte sie.

„Natürlich," entgegnete Murphy einigermaßen trocken.

„Ganz meinetwegen?"

„Ganz Deinetwegen," sagte Murphy. „Ich würde Dich lieben, auch wenn Du keinen Cent hättest."

„O William," rief die junge Frau, „ich glaubte, Du hättest es immer gewußt."

„Was gewußt?" fragte Murphy mißtrauisch.

„Daß ich überhaupt kein Geld hatte, die alte Mine zu kaufen, daß sie mir nur einen Vorwand bot, Dich zu besuchen."

Ehe sich der Geleimte von seinem Schreck erholen konnte, erschien ein Telegraphenbote und händigte Murphy eine Depesche ein, die letzterer mit zitternden Händen öffnete. Sie lautete:

„Gratulieren zur Hochzeit. Zwei Minuten nachdem Du fortfuhrst, stießen wir auf reiche Goldader. Liefen Dir nach, Du wolltest aber nicht hören. Verkauften heute an ein Syndikat für 150 000 Dollar und überwiesen Deinem Wunsche entsprechend Deinen Anteil an die Kasse für Witwen und Waisen von Amerika. Michael Finnigan, John Terence Collin."

Wie man eine lebenslängliche Gefängnishaft um die Hälfte verringern kann.

Das Gericht einer Republik — welcher, ist Nebensache — verhandelte gegen einen vorsätzlichen Mörder. Die Gerichtsherren legten dem Banditen die größtmögliche Strafe auf: lebenslängliches Zuchthaus. Der Verteidiger des Verurteilten reichte in dessen Namen ein Gnadengesuch beim Präsidenten der Republik ein und bat um Verminderung der Strafe.

Der Vertreter der Hoheit des Freistaates war an diesem Tage bei ausnahmsweise guter Laune und machte deshalb von dem ihm zustehenden Gnadenrecht ausgiebig Gebrauch. Auf allen Gerichtsurteilen vermerkte er höchsteigenhändig: „Die Strafe ist zur Hälfte erlassen!"

Ein gleicher Vermerk wurde auf dem Gesuche des Banditen gemacht.

Die Kanzlei des Präsidenten bemerkte wohl die Unaufmerksamkeit des Staatsoberhauptes, doch kümmerte sie sich wenig darum. Sie dachte sich: soll sich doch der Staatsanwalt darüber den Kopf zerbrechen — und schickte ihm die Dokumente.

Der Staatsanwalt wieder dachte bei sich: Mögen die Ausführungsorgane die Nuß knacken — und gab das Papier weiter.

Die Ausführungsbehörden sandten das Gesuch an den Gefängnischef.

Diese letzte Instanz hatte leider keine Möglichkeit, das Schriftstück weiterzusenden. Der arme Gefängnischef war gezwungen, die schwere Aufgabe selbst zu lösen, d. h. eine lebenslängliche Zuchthausstrafe um die Hälfte zu verringern.

Vergeblich zerbrach sich der arme Mann den Kopf, er konnte nichts Gescheites ersinnen. In seiner Not wandte er sich an seine Gehilfen um Rat, doch auch diese konnten ihm nicht helfen.

Der Gefängnischef wurde schier krank vor lauter Nachsinnen.

Die Kunde von der Sorge des Gefängnisleiters und deren Ursache drang auch hinter die Gefängnismauern. Eines Tages meldete sich bei einem Wärter der Sträfling Izek Sitzfleisch und bat, ihn dem Gefängnischef zu melden. Die Gefängniswache brachte Sitzfleisch nach der Gefängniskanzlei.

„Verzeihen Sie, Herr Chef," sprach Sitzfleisch, „ich habe gehört, Sie hätten großen Kummer."

„Was? Kummer?"

„Nun, mit dem Urteil gegen den lebenslänglichen Banditen."

„Wer erzählte dir davon?"

„Ganz gleich, wer es war. Wir wissen alle davon. Und nur ich allein bin imstande, Ihnen zu helfen."

„So sprich!"

„Ich werde es Ihnen sagen, Sie müssen mir jedoch die zwei Wochen, die ich noch abzusitzen habe, schenken. Sie haben die Macht. . . . Wegen guten Betragens."

„Schön, die zwei Wochen seien dir geschenkt!"

„Sie wissen, Herr Gefängnischef, nicht, wie man eine lebenslängliche Gefängnisstrafe um die Hälfte verkürzt? Das ist doch sehr einfach. Sie verfahren mit dem Banditen folgendermaßen: ein Tag Gefängnis, ein Tag Freiheit, ein Tag Gefängnis, ein Tag Freiheit. Und so fort . . ."



□□ Bunte Chronik □□



* **Voraussagungen für das Jahre 1926.** Der berühmte englische Almanach „Old Moore" für 1926 ist soeben erschienen. Von dem, was danach alles im nächsten Jahre zu erwarten sein soll, sei hier nur eine kleine Probe mitgeteilt: Im Januar ein furchtbares Eisenbahnunglück und entsetzliche Brände; im Februar ein Aufstand in Ägypten, während im Mai Gerüchte von einem drohenden Kriege in Europa nicht verstummen wollen. Der Juni verzeichnet einen kleinen Aufstand in Palästina. Im Juli soll eine fürchterliche Hitze zahllose Tote fordern und die Zeitungen sollen ihre Spalten füllen mit Berichten einer aufsehenerregenden Vergiftungssache. Der August soll einen allgemeinen Arbeiterausstand und eine Mückenplage bringen. In den übrigen Monaten des Jahres sollen wir Schwierigkeiten zwischen England und der Türkei, ein Erdbeben im Gebiete des Mittelländischen Meeres, ein großes Grubenunglück und zwei Revolutionen erleben. Abwarten!

*

* **Zugtelephonie.** Als erstes Land der Welt hat Deutschland die vollendete Zugtelephonie eingeführt, vorläufig auf der Strecke Berlin—Hamburg, weitere Strecken werden rasch folgen. Daß man von einem fahrenden Zug menschliche Laute oder Musik aufs Land übertragen kann, ist nichts Neues und bereits seit Jahren auf einigen Strecken Nordamerikas eingeführt. Dort kann man vom Zug aus nach Hause telephonieren, aber niemals von der Stadt aus einen Bekannten im Zug anrufen. Das ist der Unterschied. Während die Amerikaner nur den einseitigen Verkehr zustande brachten, ist es der deutschen Firma C. F. Huth gelungen, allein in der Welt die wechselseitige Fernsprechverbindung auszubauen. Man kann also auch (vorläufig auf der Strecke Hamburg—Berlin) einen in diesem Zug befindlichen Bekannten anrufen, indem man die Fahrzeit des Zuges angibt, zum Beispiel: Bitte D-Zug Hamburg—Berlin in Hamburg ab 12.43 Uhr. Im Zug meldet sich ein Beamter, der den Bekannten an den Apparat rufen läßt. Die Bezahlung erfolgt auf Grund der Gebühren für Ferngespräche gemäß der jeweiligen Entfernung des Zuges vom anmeldenden Apparat. Bisher wird die Einrichtung noch nicht sehr in Anspruch genommen, vielleicht ist die Strecke zu kurz. Aber natürlich muß sich auch die neue Erfindung erst einbürgern, in zehn Jahren wird es jeder selbstverständlich finden, daß man aus Zügen angerufen wird oder selbst dorthin anmeldet.

□□ Lustige Rundschau □□



* **Die Antwort.** Ein Fabrikbesitzer inserierte: Ich suche einen tüchtigen Geschäftsführer, der eine ideenreiche und arbeitsfrohe Tätigkeit zu entwickeln versteht. Kein Klubsesselabsitzer! Darauf lief u. a. folgende Antwort ein: „Der Posten scheint für mich besonders geeignet zu sein. Klubsessel mag ich nicht leiden, ich liebe Rohrsessel."

* **Vom Mars.** An einem Berliner populärwissenschaftlichen Abend erklärt der Astronom die Wunder des Mars und kommt nach ausführlichem Vortrage zu dem Ergebnis, daß der Planet bewohnt sein müsse. Am Schluß des Vortrags stellte es der Gelehrte der Zuhörerschaft anheim, Fragen an ihn zu stellen. Worauf es in tiefem Baß aus dem Publikum ertönt: „Ist da oben ooch so 'ne Wohnungsnot?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.